

Zeitschrift: Der Freidenker [1927-1952]
Band: 12 (1929)
Heft: 14

Artikel: Rückwärts, rückwärts, Don Rodrigo!
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-407731>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 18.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

wissenschaftlich sehr interessante Frage nach der Echtheit des Sadhu zu entscheiden sucht: 'Für einen Christen, der die Gabe der Unterscheidung der Geister besitzt, weil er in einem lebendigen Gebetsumgang mit Gott steht, kann schlechterdings kein Zweifel über die Echtheit Sundar Singhs bestehen.' »

2. Es sei hier Herrn Pfarrer Pfister und der religionswissenschaftlichen Gruppe um ihn dringend empfohlen, mit derselben Schärfe und wissenschaftlichen Unbestechlichkeit, mit der sie in sehr verdienstlicher Weise dem Sadhu-Problem zu Leibe gegangen sind, nun auch das Christus-Problem und das Problem der Absolutheit gerade des christlichen Gottes in Angriff zu nehmen. Aus verschiedenen Aufsätzen habe ich ersehen, dass hier Pfarrer Pfister allerdings schon weit, sehr weit sogar gegangen ist; aber gerade sein bekannter Imago-Aufsatz: «Die Illusion einer Zukunft», zeigt unwiderleglich, dass er die letzten Schritte zur integralen Religionswissenschaft entweder nicht tun kann oder nicht tun will.

3. Die Tatsache, dass weite Kreise den trügerischen Erzählungen und Verheissungen des Sadhu wehrlos erlegen sind, so wie sie heute wieder den Suggestivkräften des neuen Hindu-Christus, des Krishna Murti, erliegen, tut wieder einmal dar, wie stark und zähe alle die religiösen Veranlagungen — Relikte aus einer vorgeschichtlichen und entwicklungsgeschichtlich längst überholten Menschheitsstufe — in den Gegenwartsmenschen noch nachwirken und tätig sind. Flucht vor der unerbittlichen Realität, Flucht zu Gott-Vater in eine eingebaute andere Welt, Hinwendung zu dessen Verkündern, mögen sie auch noch so zweifelhafte Gesellen oder auch offenkundige Betrüger sein — das ist der Sinn ihres Trachtens und Tuns! Es wäre unklug von uns, das zu übersehen! H.

Rückwärts, rückwärts, Don Rodrigo!

Die Meldung, dass nach der letzten Statistik von 1926 in den U. S. A. rund 55 % der Bevölkerung keiner Kirche mehr angehören, hat weithin im christlichen Lager unangenehmes Aufsehen erregt. So oder so musste man sich mit dieser unliebsamen Tatsache abfinden. In sehr summarischer und etwas hochfahrender Weise hat dies auch der Sekretär des protestantischen Kirchenrates von Basel-Stadt, Herr Pfarrer Köchlin, besorgt. In einem öffentlichen Vortrag wies er hin auf diese fatale, statistisch einwandfrei belegte Tatsache, um sofort die giftige Bemerkung anzufügen: «— dafür nimmt aber auch in Amerika das Verbrechen zu.» Das war nun sowohl sehr unüberlegt als auch als versteckte und vorschnelle Boshaftigkeit eines Kirchenratssekretärs wenig würdig. Obwohl von vorneherein überzeugt von der Haltlosigkeit dieser Behauptung, habe ich mich doch sofort um Auskunft und Be-

lege an zuständige amerikanische Instanzen gewandt; der mir zugesandten Antwort entnehme ich folgende Tatsachen:

Der Zusammenhang zwischen dem zunehmenden religiösen Indifferentismus und dem zunehmenden Verbrechen ist noch nicht erforscht. Wohl aber steht heute schon fest, dass die Behauptung der Kirche, die Sittlichkeit zu fördern, durch die heute vorliegende Gefängnisstatistik widerlegt wird. 80 % der Verbrecher in den U. S. A. haben eine spezifisch christliche Erziehung genossen. 95 % aller Prostituierten bekennen sich zum christlichen Glauben. Prof. Carl Murchison, Inhaber des Lehrstuhles für Psychologie an der Clark-Universität, sagt in seinem Werk: «Criminal Intelligence», p. 145: «Die Methodisten und Katholiken bilden zusammen nahezu 50 % der Gefängnis-Insassen, aber mehr als 85 % aller Sexual-Verbrechen werden von ihnen begangen.»

Dem offiziellen Gefängnis-Bericht wird entnommen, dass sich unter den 82,526 Gefangenen nur 150 «Infidels and Pagans» befinden. «Möge aus diesen Zahlen derjenige, der da denkt, dass der Unterricht in übernatürlicher Religion vor dem Verbrechen schütze, soviel Trost und Mut schöpfen, als ihm möglich ist.» In einem Aufsatz des «New York Herald» wird nachgewiesen, dass die Studierten und Gebildeten, trotz ihrer kritischen Einstellung zur Religion, nahezu «gefängnisimmun» sind. Zu demselben Resultat kommt auch der oben bereits genannte Prof. Murchison, sowie aus eigenen Beobachtungen der Leiter des berühmten Sing-Sing-Gefängnisses, Frank E. Lawes. Alle Tatsachen sprechen aber dafür, dass Aberglauben und Ignoranz das Verbrechen befördern. Richtig bemerkt Arthur Brisbane: «Hat die Evolution auch bloss zwei Mörder, deren Verbrechen ihr auferlegt werden können, so wird sie einen gar langen Weg zurücklegen müssen, bevor sie eine Mitbewerberin der Religion werden kann.» Aber verhütet Religion das Verbrechen? Lassen wir den grössten Kriminologen, der in englischer Sprache schreibt, hier antworten. Havelock Ellis sagt in seinem Buch: «Der Verbrecher»: «In allen Ländern ist Religion oder Aberglaube mit dem Verbrechen nahe verwandt . . . Unter 200 italienischen Mördern fand Ferri nicht einen einzigen, der nicht religiös gewesen wäre.» Es kommt nur selten vor, dass der zum Tode verurteilte Verbrecher auf den Beistand eines Priesters verzichtet. Es ist äusserst selten, dass intelligente, nicht-religiöse Männer sich im Gefängnis vorfinden. *Freidenker sind darinnen selten! Freethinkers are rarely found!* Von 28,351 Aufnahmen in drei grossen Gefängnissen der Metropole, bemerkt Rev. J. W. Horsley, bekannten sich bloss 57 zu einem bestimmten Atheismus, darunter auch einige Chinesen und Mohammedaner.

Von 2000 befragten Prostituierten bekennen sich 1909 zum Christentum und 91 zum Atheismus.

Die Grenze.

Von J. Stebler.

Sie zog sich auf der Landkarte als roter Strich zwischen Markadien und Frankonien hin, als unregelmässige, abgebrochene Linie, wie von Kinderhand gezeichnet. Das alles auf der Karte; in Wirklichkeit sah man davon gar nichts, und wären nicht etwa an Strassenübergängen gelangweilte Grenzwächter und Zöllner herumgestanden, kein Mensch hätte eine Landesgrenze vermutet.

Ganz einfach, die Gegend kannte keinen Unterschied zwischen hier und dort, zwischen Diesseits und Jenseits; blühten in Markadien die Kirschbäume, so sicher auch in Frankonien, waren hier die Trauben reif, so begann man auch dort mit der Weinlese, und wenn es regnete, so bekam man gewiss links und rechts der Grenze seinen Teil des nassen Segens. Die Frankonier Kühe, wenn sie sich zufällig einige Schritt in markadisches Gebiet verirrt, fanden das Gras des Nachbarstaates gleich schmackhaft und nahrhaft, ebenso war es umgekehrt der Fall und nie fiel es dem Vieh ein, sich wegen unerlaubten Grenzübertretens an den Hörnern zu nehmen. Selbst die Menschen verkehrten freundschaftlich miteinander, teilten sich in ihre kleinen Freuden und Sorgen, waren vervettet und verschwägert und betrogen sich wie Brüder, kurz, der Unterschied zwischen In- und Ausland war so verwischt, dass diese Grenze eigentlich gar nicht . . .

Halt! Grenze muss sein! Man musste doch wissen, wo Markadien aufhört und Frankonien anfängt, um so mehr, als das keine blossen Begriffe sind, sondern Staaten mit all ihren Hoheitsrechten, Freiheiten und andern schwer definierbaren Begriffen. Und weil

zufällig vor vielen hundert Jahren ein markadischer Grossmogul sich ein Stück frankonisches Land erobert hatte, waren die Angehörigen der beiden Staaten seither Erbfeinde, so stand es wenigstens in den Schulbüchern zu lesen. Das wurde den heranwachsenden Geschlechtern gründlich eingetrichtert, denn die Staaten befürchteten, ihre Völker könnten diese Erbfeindschaft vergessen und auf allen Patriotismus pfeifen.

Wo eine wenig begangene Strasse nun die Grenze schnitt, standen pflichtgemäss zwei Grenzwächter, ein markadischer und ein frankonischer. Genau genommen waren es mehr als zwei, aber das tut hier nichts zur Sache; das Individuum spielt ja keine Rolle, besonders, wo von Staaten die Rede ist. Die Beiden standen seit urdenklichen Zeiten da, und wenn man sie je gefragt hätte, warum, wozu, wären sie wohl um eine Antwort im ersten Augenblick verlegen gewesen. Sie bewachten ganz einfach die Grenze und bezogen dafür ihren Gehalt. Sie hatten zu sorgen, dass die rote Linie unverletzt blieb; zu diesem Zwecke waren sie Beide bis an die Zähne bewaffnet. Uebermässig anstrengen mussten sie sich nicht dabei, denn es fiel überhaupt Niemandem ein, den Nachbarstaat zu ver-gewaltigen.

Jeder von ihnen hatte eine Familie daheim und ein Gärtchen, ein Stück Land, das bebaut sein wollte. Das besorgten sie in ihren freien Stunden. Zur Dienstzeit aber standen sie zum Schutz der Grenze und zum Wohl des Vaterlandes auf ihren Posten, langweilten sich oder studierten die letzte Verfügung, die von den treu-besorgten Regierungen jeweilen als Geheimzirkular auf dem Weg über ein Dutzend Instanzen in die Grenzhütte gelangten.

Nicht wahr, Herr Pfarrer, bei näherem Zusehen sieht die Sache doch etwas anders aus! Sie haben uns und unserm Ideal einer autonomen, erdgebundenen Sittlichkeit mit Ihrer Verdächtigung Unrecht getan. Ich zweifle nicht daran, dass Sie jetzt, nach besserer Belehrung, in derselben Öffentlichkeit, in der Sie jene unglückliche Behauptung aufgestellt haben, dieses Unrecht durch einen berichtigenden Hinweis wieder gutmachen werden. H.

Boxerei und Presse.

New York. Yankee-Stadion. Eine auf 40,000 Köpfe geschätzte Menschenmenge im Kreis. Es erscheint einer auf der Schaubühne. Ungeheurer Begrüssungsjubel. Ein anderer. Noch wilder schreit ihm die Menge ihren Willkomm zu.

Sind es der Erfinder des ewigen Friedens und der Löser der sozialen Frage? Oder die Entdecker und erfolgreichen Bekämpfer des Krebsbazillus? Oder sonst grosse Wohltäter der Menschheit?

40,000 Menschen in rasender Begeisterung. Eine halbe Million Dollar Eintrittsgelder haben sie bezahlt; das macht 2,500,000 gute Schweizerfranken.

Wofür denn? — Man sagt, was nichts kostet, ist nichts wert, — woraus man glaubt schliessen zu dürfen: Was dich ein gutes Geld kostet, das ist was Rechtes. Die Plätze zu 5 Dollar = 25 Franken fanden reissenden Absatz. Ausverkauft! Und nun das ungeheure Ereignis, dessen Verlauf der Radio augenblicklich dem ganzen Erdenrund mitteilte und von der Presse in mehrspaltigen Artikeln wiedergegeben wurde?

Es verhauen sich Zwei.

Aber bitte!

Es verhauen sich Zwei, und nichts daran zu feilschen. Das ist das grosse Ereignis. Deshalb strömen im Yankee-Stadion zu New York 40,000 Menschen zusammen; deshalb stürzt sich eine ganze Kulturmenschheit auf die Zeitungen mit den ausführlichen Berichten über den Hergang der Balgerei. Zug um Zug, Schlag um Schlag will sie's miterleben und ja den Augenblick nicht verpassen, wo aus dem zerschundenen Gesicht eines Raufbolds das Blut spritzt. —

Ich habe die Neue Zürcher Zeitung zur Hand. Sie hält sich sonst in guter Form, vermeidet markschreierischen Fettdruck. Nur bei grossen Ereignissen tritt sie aus der vornehmen Reserve heraus.

So nun auch anlässlich der Prügelei im Yankee-Stadion. «Der Boxkampf Schmeling-Paolino in New York.» prangt in starken Lettern über dem dreispaltigen Artikel, in dem mit einer Gewissenhaftigkeit, die einer bessern Sache würdig

Es waren Männer, die es mit ihrer Pflicht ernst nahmen, Patrioten durch und durch, jeder überzeugt von der Vortrefflichkeit seines Staatswesens, bereit, ihr Blut für das Vaterland zu vergiessen, obschon sich nichts Friedlicheres denken liess als diese Grenzwächteridylle. Da unter den Uniformen immerhin biedere Bürgerleute steckten, so blieb es nicht aus, dass die beiden Erbfeinde, die sich ja jahrelang am Grenzpfahl gegenüberstanden, Kameradschaft und Freundschaft schlossen, trotzdem der eine Markadier, der andere Frankonier war und ausserdem, weil kein Passus im Reglement das Empfinden gegenseitiger Sympathie verbot. Durch den Tatbestand dieser Freundschaft wurde denn auch die Grenze um keinen Millimeter versetzt, und kein Staatswohl musste darunter leiden.

Indessen der rote Strich in so sicherem Gewahrsam sich befand, gingen im Innern der Nachbarländer die Börsengeschäfte flau, so dass die Staaten es für gut erachteten, ihre Völker auf die historische Erbfeindschaft aufmerksam zu machen. Und so kam es, dass das Kriegsbeil ausgegraben wurde und die Regierungen sich mitteilten, dass sie von dem und dem Tage an, punkt 12 Uhr mittags, sich miteinander im Kriegszustand zu befinden gedächten. Die Börse reagierte auf diese Nachricht naturgemäss anders als unsere beiden Grenzwächter, die von nun an Feinde sein sollten, nachdem ihr freundschaftliches Einvernehmen so manches Jahr gedauert.

Sie dachten an Weib und Kind, und waren sehr bedrückt. Sie konnten gar nicht recht begreifen, dass nun Krieg sein sollte, wo man doch gerade jetzt ein gutes Obstjahr zählte. Als wackere Söhne ihrer Vaterländer zögerten sie indessen keinen Augenblick, sich ihrer geheiligten Pflicht zu unterziehen.

wäre, jede Phase des rohen Kampfes geschildert ist. «... einen harten Rechten mitten in Paolinos Gesicht» — «... wo es zu einem wirbelnden Austausch von Schlägen kommt» — «... einen furchtbaren Haken am Kinn» — «Schmeling treibt wieder, wie in der vorigen Runde, mit einer harten Rechten gegen das Gesicht Paolinos das Blut aus Nase und Mund seines Gegners» — «... bringt mit einer Serie neuer Gesichtsschläge seinem Gegner blutende Verwundungen bei. Bei Beendigung der Runde sitzt Paolino halb besinnungslos auf seinem Sitz» — «... zwei furchtbare Schläge gegen den Kopf des Basken» — «... obwohl sein Gesicht übel zerschlagen und sein linkes Auge beinahe völlig geschlossen ist» — «Seine beiden Augen sind geschwollen. Er ist fast völlig blind und schwankt hilflos hin und her. Schmeling lässt einen wahren Trommelwirbel von Schlägen auf Paolinos Gesicht niedergehen» — «... und schlug seinen baskischen Gegner fast gänzlich zusammen» — «Sein Gesicht und sein Körper waren über und über mit Blut bedeckt und er bot einen bemitleidenswerten Anblick, als er zu Ende des Kampfes halb ohnmächtig auf seinen Stuhl zu stolperte und darauf zusammensank.»

Die Redaktion der «N. Z. Z.» schämt sich selber dieses Berichtes; sie sagt den Lesern, wer den Bericht nicht als Genuss nehme (!), der nehme ihn doch wenigstens als instruktives Kulturdokument.

Einverstanden. Es ist gut, wenn die ganze Welt die unsägliche Roheit eines Boxkampfes durch einen so ausführlichen Bericht gewissermassen aus der Nähe kennen lernen kann.

Aber mit der Vermittlung des Berichtes ist die Aufgabe der Presse nicht erledigt. Die Presse ist die geistige und moralische Führerin des Volkes, ob wissentlich oder nicht, sie ist's. Und weil sie es ist, lastet eine grosse Verantwortung auf ihr. Sie kann diese nicht abschütteln, sich ihr nicht entwinden; denn indem die Presse zum Volke spricht, beeinflusst sie dessen Denken, Urteilen, Handeln.

Auf Grund dieser Verantwortlichkeit wäre es nun Pflicht der Presse, zu einem Vorkommnis wie dem geschilderten Stellung zu nehmen, dafür oder dagegen.

Man vernimmt aber nichts davon. Die Presse überlässt das Urteil dem Leser. Sie berichtet über andere Boxkämpfe fröhlich weiter und erweckt damit den Anschein, als ob sie solche Veranstaltungen ganz in der Ordnung fände.

Wenn das aber am grünen Holze geschieht, bei der Volkserzieherin Presse, wie soll denn der Zögling Volk zu einer andern Auffassung gelangen?

Das Volk verlangt diese Berichte, sagt der Herr Redakteur. Herr Erzieher Redakteur: Das Kind verlangt den Luller, verlangt gefährliches Spielzeug, verlangt Schleckzeug, verlangt alles Mögliche, was ihm nicht gut tut, genauer gesagt; es

Eine halbe Stunde vor dem offiziellen Kriegsbeginn nahmen sie Abschied voneinander. Der eine drückte seinem Freund und Erbfeind einige Zigarren in die Hand, dieser holte eine Flasche Wein hervor, die sie nun gemeinschaftlich aushöhlten. Sie wussten sich nicht mehr viel zu sagen, und pafften nur nachdenklich und niedergeschlagen in die blaue Luft hinaus. Schliesslich drückten sie sich zum letztenmal kameradschaftlich die Hand.

Dann schlug es von einem nahen Kirchturm 12 Uhr.

Worauf sie sich gegenseitig zu Krüppeln schossen.

Vermischtes.

Kirchenbesucher werden gratis photographiert.

Der Pastor einer Brooklyner Kirche ist auf die Idee gekommen, zur Hebung des Kirchenbesuches Gruppenaufnahmen der Gläubigen nach beendetem Gottesdienst zu veranstalten. Die Photos können gegen ein geringes Entgelt am folgenden Sonntag in der Sakristei abgeholt werden.

Prämien für Kirchenbesuch.

Der Pfarrer Eastwood von der Elizabeth Church in Montreal (Kanada) hat für denjenigen, der im zweiten Halbjahr 1929 die Kirche am pünktlichsten und häufigsten besucht, eine Prämie von 500 Dollar ausgesetzt. (Basler Nachr.» vom 10. V. 29.)